

Peter N. Bell: *Social Conflict in the Age of Justinian. Its Nature, Management, and Mediation*. Oxford: Oxford University Press 2013. XVII, 393 S., 30 Abb., 6 Karten. £ 84.00. ISBN 978-0-19-956733-1.

Mit seiner Untersuchung zu den sozialen Konflikten im spätrömischen Reich Justinians setzt Peter Bell eine Reihe von Akzenten, die manchem Leser als eigenwillig erscheinen mögen. Dies betrifft weniger die Qualität der Konflikte in der Landwirtschaft, zwischen den städtischen Zirkusparteien und innerhalb der Kirche, die Bell im zweiten Teil seiner Studie behandelt, auch nicht ihre Auswertung unter dem Gesichtspunkt der Ideologie und des Umgangs mit Konflikten, denen der dritte Teil gewidmet ist. Als besonders bemerkenswert erscheint vielmehr seine Annäherung an das Thema des sozialen Konflikts, das er mit Hilfe sozialwissenschaftlicher Theorien unterschiedlicher Provenienz beleuchtet und in das er vor dem Hintergrund von Vergleichen mit sozialen Konflikten der Gegenwart und der jüngst zurückliegenden Vergangenheit auch eigene berufliche Erfahrungen in der Bewältigung von Konflikten vor allem in Nordirland einbringt. Mit diesem im ersten Teil vorgestellten Zugang ist eine betont politische Interpretation gerade auch der spätantiken sozialen Konflikte verbunden. Dahinter steht als Ziel nicht nur „to understand internal conflicts and struggles in this turbulent period“ (S. 6), sondern darüber hinaus „to help in modelling the social and political dynamics of the empire to provide more illuminating and accessible explanations of late antique history“ (S. 7).

Bell sieht sich zu seiner Vorgehensweise vor allem durch die Quellen veranlaßt, die er mit Unbehagen als „so often self-consciously ideological and self-serving“ (S. 9) beurteilt, so daß es schwierig sei, zuverlässige Schlußfolgerungen zu ziehen, die soziale und wirtschaftliche Verhältnisse betreffen. Auch seien die methodischen Grundlagen der Betrachtung von Quellen in der neueren wissenschaftlichen Literatur nicht durchgängig reflektiert. Die mit dem Begriff „literary turn“ verbundenen Innovationen erkennt er an, sieht in dessen Methodenrepertoire aber kein Allheilmittel. Bei allen Vorbehalten, die Bell gegenüber den Möglichkeiten unterschiedlicher Ausdeutung von Quellen formuliert, benutzt er sie dennoch intensiv und gewinnt auf der Grundlage seines spezifischen Zugangs respektable Ergebnisse gerade auch aus den literarischen Quellen.¹ Allerdings markiert er ihren Stellenwert einleitend dennoch als sekundär, um einen Analyserahmen in den Vordergrund zu stellen, der sozialwissenschaftliche Konflikttheorien in die Diskussion einbezieht. So

1 Vgl. auch *Three Political Voices from the Age of Justinian. Agapetus, Advice to the Emperor. Dialogue on Political Science. Paul the Silentiary, Description of Hagia Sophia*, translated with an introduction and notes by Peter N. Bell. Liverpool 2009 (Translated Texts for Historians 52), rezensiert von Mischa Meier, *Sehepunkte* 11, 2011, Nr. 3 (15. 3. 2011).

stellt er das – in seinen Augen angemessenere – innergesellschaftliche Konfliktmodell nach Karl Marx dem konsensorientierten Modell nach Émile Durkheim gegenüber. Zugleich vermeidet er eine Entscheidung für die Interpretation der in Rede stehenden sozialen Konflikte als Auseinandersetzungen zwischen Klassen (Karl Marx, Geoffrey de Ste Croix) oder aber zwischen Ständen bzw. Statusgruppen (Max Weber, Moses Finley) und will vielmehr beide Gesichtspunkte gleichermaßen berücksichtigen, indem er beispielsweise durch die Einbeziehung von Gruppenprozessen Synthesen Raum bietet.

Im zweiten Teil seiner Untersuchung erprobt Bell diese Vorüberlegungen an drei großen Konfliktherden: in der Landwirtschaft, an den Zirkusgruppen und den Kirchen, die er mit Bedacht in den Plural setzt. Zunächst legt er methodisch sorgfältig Rechenschaft über die schwierige Beweisführung mittels archäologischer Befunde ebenso wie mit Hilfe der Gesetzgebung ab. In deren Rahmen geht er näher auf den mit dem Kolonat verbundenen Rechtsstatus ein, um auch hier auf die Probleme hinzuweisen, die mit eindeutigen Bewertungen, die auf Konfliktträchtigkeit zielen, zusammenhängen. Die Bedeutung der Differenzierung zwischen Klassen und Standesgruppen für die Auseinandersetzung mit sozialen Konflikten auf dem Lande illustriert Bell abermals an den *coloni*, die Teil einer Klasse von ländlichen Arbeitern und Pächtern seien, die wiederum in verschiedene Standesgruppen unterteilt werden könnten, zu denen auch kleinere freie Bauern und Sklaven zählten. Die Produktionsverhältnisse auf dem Lande betrachtet er in Beziehungen zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten, freilich ohne einer doktrinär marxistischen Interpretationsweise zu folgen; zur Illustration zieht er hauptsächlich die einschlägige Gesetzgebung des sechsten Jahrhunderts heran. Immerhin vermag Bell auf diese Weise Praktiken der vor allem auf der Basis von Goldmünzen erfolgenden Steuererhebung zu veranschaulichen, als deren Nutznießer er in erster Linie „the service aristocracy . . . at the expense of older categories of notables“ (S. 91) herausstellt, während die Betroffenen vermehrt in Patronageverhältnissen Schutz suchten. Hierdurch sei eine Spirale in Gang gesetzt worden, die einerseits Ausbeutung erleichtert, andererseits die Macht der kaiserlichen Verwaltung begrenzt habe.

Bell versteht es, anhand der Verwaltungsgesetzgebung Justinians hauptsächlich in den 530er Jahren die von ihm angesprochenen speziellen sozialen Konfliktlagen in allgemeine Fragen öffentlicher Ordnung zu integrieren, bei denen, abgesehen von den durch Maßnahmen wie Steuererhebungen vornehmlich Betroffenen, auch ein Blick auf Amtsinhaber und Landbesitzer sowie auf Konfliktpotentiale innerhalb derselben Klasse fällt. Dabei berücksichtigt er gleichzeitig die unterschiedliche Ausgangslage verschiedener Regionen des oströmischen Reiches sowie die durch „power to exploit“ (S. 118) gerade aus ökonomischen Gründen konfliktträchtigen Beziehungen zwischen Stadt und Land.

Die einfache Erklärungen nicht zulassende Komplexität der Konflikte sieht Bell genau und vermittelt durch Souveränität in der Diskussion theoretischer Grundlagen sowie durch genaue Quellen- und Literaturkenntnis sorgfältig differenzierte Sichtweisen. Mit etwas gemischten Gefühlen mag man angesichts dieses Befundes den zum Vergleich herangezogenen Beispielen für soziale Konflikte in der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit gegenüberstehen, weil sie, anders als die durch sozialwissenschaftliche Forschungen unterfütterte und zugleich quellenorientierte Aufarbeitung sozialer Konflikte der justinianischen Zeit, kaum mehr als knapp skizzierte Illustrationen zur Veranschaulichung bieten können, denen die argumentative Verankerung fehlt, die Bell für das sechste Jahrhundert so sicher und selbstverständlich zu liefern vermag. Solche Vergleiche mögen zwar durch die Übertragung sozialwissenschaftlicher Modellvorstellungen naheliegen, finden aber ihre Grenzen in den je individuellen Zeitbedingungen, auch wenn sie Vergleichspotentiale aktivieren mögen, die auf dem Wege über die Aktualisierung dem Verständnis vergangenen Geschehens dienen.

Nach der Erörterung wirtschaftlich bedingter sozialer Konflikte in Stadt und Land wendet sich Bell den mit den Zirkusgruppen und den Christen zusammenhängenden Konfliktpotentialen zu. Diese spiegeln zwar Klassen- und Standesunterschiede, lassen sich ihnen aber nicht im Sinne klarer Dichotomien zuordnen, sondern überschreiten diese und können dadurch auf einer ganz anderen Ebene im Konflikt sogar gesellschaftliche Kohärenz fördern. Nach Erörterung der Quellenlage und Klärung der historischen Voraussetzungen für das Verständnis der Auseinandersetzungen zwischen den Zirkusparteien sowie unter den chalcedonisch und den miaphysitisch orientierten Christen im sechsten Jahrhundert fragt Bell nach den Gemeinsamkeiten zwischen den Zirkusgruppen und den dogmatische Unterschiede hervorhebenden christlichen Kirchen. Hierzu zählt er ihre reichsweite Netzwerkbildung und die häufig öffentlich ausgetragenen und politisch motivierten Konflikte, in denen „individual benefactors ... became not benefactors of the city as a whole, in the ancient evergetical fashion, but patrons of a specific faction or a specific church – both showing the decline of the city ... as a focus of loyalty and even identity“ (S. 136). Die Ausbildung von Loyalität und Identität führt zur Beobachtung eines Gruppenverhaltens, das Bell sozialpsychologische Aspekte einbeziehen läßt.

Um der Dynamik von Konflikten zwischen den konkurrierenden Zirkusgruppen gerecht zu werden, will Bell mehr leisten als seines Erachtens mit einem philologisch orientierten Zugang möglich ist.² Daher benennt er Gruppenrituale und Identitätsversicherungen als Bestandteile des sozialen

2 Entsprechende Kritik übt Bell an Alan Cameron: *Porphyrius the Charioteer*. Oxford 1973; ders.: *Circus Factions. Blues and Greens at Rome and Byzantium*. Oxford 1976.

Kapitals der Zirkusparteien, das sie letztlich in den Stand versetze, eine politische Rolle einzunehmen, beispielsweise zur Stärkung der Legitimation eines Kaisers. Die Zirkusgruppen könnten zugleich prinzipiell gesellschaftlich integrativ wirken, horizontal über das gesamte Reich und vertikal quer durch Klassen und Standesgruppen. Dies alles verleihe ihnen eine hohe Bedeutung, gerade auch für den Kaiser.

In Konflikten zwischen Chalcedon-Anhängern und Miaphysiten stellt Bell die gesellschaftlichen und politischen Intentionen heraus, die sich hinter den dogmatischen Streitigkeiten verbergen.³ Daher sieht er in den Konfliktparteien eher „groups who were engaged in a wide-ranging, continuously evolving sociopolitical dispute whose ramifications were far from confined to theology“ (S. 161). Indem er von Kaiser Zenons Henotikon bis zu den theologischen Schriften Justinians die Theologie als diplomatischen Aushandlungsprozess zwischen den Beteiligten versteht, mit dessen Hilfe der Kaiser „was continuing to try and redefine, or represent, Chalcedonian orthodoxy in a Miaphysite-friendly manner“ (S. 168), interpretiert er dessen Zielsetzung, gerichtet auf den Frieden in der Kirche, als ebenso politisch wie religiös. Der theologische Streit zwischen den Vertretern konkurrierender christologischer Positionen wurde nicht zuletzt über Begrifflichkeiten und deren Auslegung ausgetragen. Die Theologie transzendierende Dimensionen gewinnt der Streit, sobald die Terminologie eines Dogmas sich zum Kennzeichen einer Gruppenidentität entwickelt: So wird Theologie politisiert und die Gruppe zu einem Instrument in der Hand derer, die sie zu führen verstehen, wie Bell am Beispiel der syrischen Miaphysiten ausführt, was Analogien zum Auftreten und zur Wirkungsweise von Zirkusgruppen nahelegt. Die Bedeutung dieser Vorgänge für das Reich unterstreicht Bell in seiner Analyse durch Überlegungen zu den kaiserlichen – politischen – Initiativen, die mittels Kirchenpolitik den inneren Frieden im Reich und darüber hinaus dessen Einheit gewährleisten bzw. wiederherstellen sollten. Schließlich hing die Stellung des Kaisers nicht nur von seiner Durchsetzungsfähigkeit, sondern im allgemeinen Selbstverständnis auch von seinem Einsatz im Sinne des göttlichen Willens ab.

Zugleich nutzt Bell die am römischen Reich im sechsten Jahrhundert beobachteten Tendenzen zu Vergleichen zwischen den Zirkusgruppen und den unterschiedlichen christlichen Ausrichtungen sowie mit der Situation in Nordirland von den späten 1960er bis in die 1990er Jahre. Sie dienen letztlich der Anwendung und Rechtfertigung des theoretischen Rahmens, in den Bell seine Ausführungen einspannt, und haben aufgrund der strukturellen

3 Damit nähert er sich aus einer ganz anderen Richtung derselben Thematik, die Jan-Markus Kötter: *Zwischen Kaisern und Aposteln. Das Akakianische Schisma (484–519) als kirchlicher Ordnungskonflikt der Spätantike*. Stuttgart 2013 (Roma aeterna 2), behandelt; zu Kötter vgl. die Rezension von Ulrich Lambrecht, *Plekos* 16, 2014, S. 1–6.

Ähnlichkeiten gewiß auch Erkenntniswert. Zudem wird die Plausibilität des Handelns der Beteiligten im sechsten Jahrhundert durch ein Beispiel aus jüngst zurückliegender Zeit an heutigen Lebensverhältnissen gemessen und auf diese Weise gemäß den Intentionen Bells veranschaulicht.

Im dritten Teil werden die sozialen Konflikte auf eine neue Betrachtungsebene gehoben, die ideologischen Fragen gewidmet ist. Nach begrifflichen Definitionen untersucht Bell die Ideologie und Probleme ideologischen Wandels unter den Aspekten des Konflikts und der Kontinuität. Die Hauptrolle spielt dabei angesichts einer grundsätzlichen, keineswegs auf bestimmte religiöse Bekenntnisse beschränkten Bedeutung der „hellenischen“ Kultur der – häufig verschleierte – Konflikt zwischen Auffassungen christlicher und paganer Angehöriger des römischen Reiches, etwa in Fragen der Erziehung oder der Bedeutung althergebrachter Werte für das christliche Denken. An Farbe gewinnen diese Auseinandersetzungen nämlich, wie Bell an Traditions- und Überrestquellen überzeugend aufzuzeigen weiß, besonders im Lichte der Kontinuität des für die weltliche christliche Oberschicht relevanten antiken Wertesystems, nicht zuletzt vor dem Hintergrund innerer und äußerer Katastrophen, die Justinians Reich treffen. Nach Überlegungen zur Fortdauer nichtchristlicher religiöser Praktiken wendet sich Bell speziell dem Konflikt zwischen der pagan orientierten klassischen antiken Kultur, die über eine entsprechende *παιδεία* auf die führende gesellschaftliche Schicht identitätsstiftend wirkte, und dem nach und nach immer erfolgreicherem Christentum zu. Als Kennzeichen abnehmender Bedeutung dieser Art von *παιδεία* stellt er die unter Justinian verbreitete Möglichkeit einer Laufbahn ohne traditionelle Erziehung und Bildung angesichts zunehmender Durchsetzung ideologischer Vorstellungen unter dem Zeichen allein des Christentums heraus und veranschaulicht sie an einigen Fallstudien. An die Stelle des römischen Bürgers trat der christliche Arme, der auf die Gnade Gottes angewiesen war, auch um sein irdisches Leben zu meistern. Christliches Selbstverständnis konnte so das gesellschaftliche Konfliktpotential vermindern.

Ausschlaggebende Bedeutung nicht zuletzt im Zusammenhang mit dem Christentum haben die Legitimationsbedürfnisse des Kaisers, für den Konflikte oft als göttliche Ungnade interpretiert werden können, die seine *auctoritas* unterminierten. Vor dem Hintergrund der von Max Weber entworfenen Vorstellungen legitimer Herrschaft zählt Bell Justinians Weg zur Herrschaft, seine einfache Herkunft und die seiner engsten Mitarbeiter, die von ihnen ausgeübte Unterdrückung und ihre Habgier sowie schließlich ihre politischen Neuerungsbestrebungen zum Gefährdungspotential für die Legitimität des Kaisers, wie es gerade auch in den Quellen zum Ausdruck kommt. Justinians Antwort hierauf sieht er in der Ausrichtung auf ein christliches Herrscherideal, für das er das Volk zu gewinnen suchte, für das ihm Rechtskundige dienten, die in eine neue Verwaltungselite aufrücken konnten, ohne daß herkömmliche

παῖδεία vonnöten war, und für das schließlich die christliche Kirche ausschlaggebende Bedeutung hatte, die den Kaiser mit einer Aura der Sakralität zu umgeben half: Vor diesem Hintergrund suchte Justinian seine Legitimität durchzusetzen, eine Aufgabe, die ihn gerade angesichts der Katastrophen, die das Reich traf, während seiner gesamten Regierungszeit nicht losließ.⁴

Zum Schluß seines Werkes stellt Bell die Hagia Sophia als ein Beispiel für „ideology in stone“ (S. 319, 324) vor. An dieser Kirche und ihrer Ausstattung exemplifiziert er im Vergleich zu anderen Kirchbauprojekten des sechsten Jahrhunderts nochmals wesentliche Aspekte der justinianischen Reichsideologie: „it is set in the symbolic heart of ‚New Rome‘, next to the imperial palace and the hippodrome, where the emperor . . . presented himself in ritual and splendour before his people“ (S. 335).

Bell legt eine Studie vor, die mit einem eigenen und gut ausgewählten Zugang zum sechsten Jahrhundert neuere Forschungsansätze untermauert, die in der langen Herrschaftszeit Justinians weniger die letzte Blüte des spätantik-ostromischen Reiches als vielmehr eine konfliktreiche Krisenzeit sehen, die für die allmähliche Ablösung antiker Paradigmen durch andere, neue Wertvorstellungen steht, welche über einen grundlegenden Mentalitätswandel dem Christentum einen alle Lebensbereiche beherrschenden Einfluß einräumen. Indem er des öfteren auf Inhalte der „klassischen“ Darstellung des spätrömischen Reiches von Arnold H. M. Jones⁵ rekurriert, um an sie anzuknüpfen und nicht selten zugleich aufzuzeigen, auf welchen Wegen seine eigenen Forschungsansätze weiterführen, unterstreicht er die Bedeutung seiner theoretischen und methodischen Überlegungen für das Verständnis sozialer Konflikte im sechsten Jahrhundert. In der Tat kann man Bell eine für seine Fragestellung fruchtbare Multiperspektivität nicht

4 Bell S. 304 weist in diesem Zusammenhang unter anderem auf die Forschungen von Michael Maas: *Roman History and Christian Ideology in Justinianic Legislation*. In: *DOP* 40, 1986, S. 17–31, und auf Mischa Meier: *Das andere Zeitalter Justinians. Kontingenzerfahrung und Kontingenzbewältigung im 6. Jahrhundert n. Chr.* 2. Aufl. Göttingen 2004 (*Hypomnemata* 147), hin. Diese Untersuchung bietet unter zuvor weitgehend unbeachtet gebliebenen Fragestellungen eine innovative Deutung der justinianischen Zeit, spielt aber für Bell großenteils eine eher sekundäre Rolle, zumal da er ihrem Verfasser vorhält, durch die Konzentration auf Katastrophen, auf die der Kaiser durch erhöhte Legitimationsbemühungen reagierte, „he may underplay alternative or complementary explanations of the social phenomena he addresses“ (S. 16). Auch Bells Ansatz enthält jedoch eine bestimmte Fragestellung, unter der speziell er die Zeit Justinians betrachtet. Er kommt daher aus einer anderen Perspektive zu Ergebnissen, die die Meiers durchaus zu bestätigen in der Lage sind.

5 Vgl. Arnold H. M. Jones: *The Later Roman Empire 284–602. A Social Economic and Administrative Survey*, 3 Bde. Oxford 1964.

absprechen, die ihn mit einem theoretisch-methodischen Repertoire Überrest- und Traditionsquellen so bearbeiten läßt, daß die Ergebnisse überzeugen, auch was notwendige Korrekturen an dem Bild betrifft, das literarische Quellen und eine diesen oft zu unkritisch folgende ältere Literatur vermitteln. Dies wird nicht zuletzt daran deutlich, wie der Autor nach der Analyse des sozialen Konflikts in den verschiedenen Bereichen der spätantiken Gesellschaft des römischen Ostens den Bogen zu dem in dieser Gesellschaft herrschenden – sich im Wandel befindlichen – Selbstverständnis spannt und die Konflikte mit den zeitgenössischen und zukunftsweisenden ideologischen Vorstellungen in Zusammenhang bringt. Für diese Gesellschaft im Umbruch zeichnen sich Umrisse einer bestimmten Ideologie ab, die als ein Weg geeignet erscheint, ihr unter dem Vorzeichen eines Christentums Harmonie zu bringen, in das der Kaiser sich an gehörigem Orte zu implementieren sucht. Das verdeutlicht Bell sehr wohl in einem gut aufgebauten Untersuchungsgang.

Mit großem Nachdruck betont Bell die Notwendigkeit des Verständnisses theoretischer Grundlagen der Sozialwissenschaften als eines aktuellen Zugangs zu der Erschließung sozialer Konflikte auch in der Zeit des sechsten Jahrhunderts. Mit dem hierdurch verfügbaren Repertoire sucht er Nachteile auszugleichen, die in der Voreingenommenheit literarischer Quellen begründet liegen. Zugleich dienen ihm die auf diese Weise festgestellten allgemeinen Strukturmerkmale sozialer Konflikte dazu, zum Vergleich auf Konflikte und Strategien zu deren Bewältigung in der modernen Welt hinzuweisen. Es ist aber fraglich, ob damit wirklich mehr als ein bloßes Wiedererkennen von Ähnlichkeiten geliefert wird, wenn gegenüber dem Ziel des Verständnisses für soziale Konflikte im sechsten Jahrhundert und für deren Hintergründe (vgl. S. 6) die Informationen zu Konflikten der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit nicht mit derselben Gründlichkeit aufgearbeitet werden können. Daher bleibt es zweifelhaft, ob es hier wirklich gelingen kann, wie es die Absicht des Autors ist, „that past and present *can* enter into a dialogue“ (S. 25). Hinter diesem Wunsch scheint die gewiß legitime Absicht zu stehen, dem Leser die unter anderem erfahrungsbezogene Standortgebundenheit des Historikers zu verdeutlichen und ihn in die dadurch bedingte spezifische Perspektive bei der Behandlung sozialer Konflikte einzubeziehen.⁶ Andererseits ist Bells Abhandlung, bezogen auf ihren Gegenstand im engeren Sinne, keineswegs voraussetzungslos; im Gegenteil: Sie setzt eine gründliche Orientierung in der

6 Etwas irritierend wirkt allerdings Bells Hinweis auf Thukydides und dessen Überlegungen über den Nutzen historischer Kenntnisse als Anleitung für die Gegenwart (vgl. S. 341), denn eine vorhistoristische didaktisch-pragmatische Geschichtsauffassung wird er heutzutage doch nicht wirklich propagieren wollen.

Spätantike voraus, damit das Konfliktpotential der justinianischen Zeit und seine Hintergründe nachzuvollziehen sind. Auf dieser Grundlage eröffnet Bell erhellende Einsichten, auch ohne daß an „Moscow in the 1930s – or Pyongyang today“ (S. 9) erinnert werden müßte.

Ulrich Lambrecht, Koblenz
lambre@uni-koblenz.de

[Inhalt Plekos 16,2014 HTML](#) [Startseite Plekos](#)
